

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 44 (2001)

Artikel: Luzerner Milizen in Wiedlisbach, Sommer 1870

Autor: Lustenberger, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071532>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Luzerner Milizen in Wiedlisbach, Sommer 1870

Werner Lustenberger

Wiedlisbach am 25. Juli 1870. Ein erhebender Anblick war es nicht, als am Nachmittag von Solothurn her das Luzerner Bataillon 57 ins Städtchen einmarschierte. Die Wehrmänner, von Hitze und Durst gezeichnet, waren über und über mit weissem Strassenstaub bedeckt. Den einen drückte die Packung mit aufgeschnalltem Kaput, den andern die Schuhe, die er von zuhause mitgebracht hatte und die sich nun fürs Militär als ungeeignet erwiesen hatten, und den Dritten gar beides zusammen.

Je länger der Einmarsch dauerte, desto schlimmer sah es aus. Die Nachhut der vier Zentrums- und der beiden Jägerkompanien bestand aus Maroden, die sich hinkend vorwärts schleppten oder auf einem Gepäckwagen kauerten. Mit den Allerletzten schliesslich trafen auch drei Offiziere ein, die die neuartige weisse Armbinde mit dem roten Kreuz trugen. Zwei davon waren Ärzte in Uniform, der dritte, in ziviler Kleidung und mit einer Offiziersmütze auf dem Kopf, der Feldprediger Eduard Herzog.

Am übernächsten Tag griff der Geistliche zur Feder, um im Auftrag des Kommandanten einen Bericht fürs «Luzerner Tagblatt» zu verfassen. Die Daheimgebliebenen, in unserem Fall vor allem Hinterländer aus dem Amte Willisau, sollten das Neueste über Standort und Befinden ihrer Wehrmänner aus der Zeitung erfahren. So las man denn daheim, die 57er seien am Montagmorgen im bernischen Rapperswil aufgebrochen. Trotz Vollpackung und Gewehr habe man dem Bucheggberg entlang wacker gesungen. «Ohne irgend einen längern Halt zu machen, langte das Bataillon nach etwa sechs Stunden in Solothurn an und durchzog noch festen Schrittes, als käm es erst aus der Kaserne, die Stadt. Freilich, als wir nun um halb zwei Uhr auf der Strasse gegen Flumenthal, Wiedlisbach usw. durch die dicken Staubwolken Bahn zu brechen begannen, und zwar bei einer Temperatur, die zu einem römisch-irischen Schweissbad völlig ausgereicht, da vertrocknete manche sonst singende Kehle, da

schmerzte mancher Fuss, da wurde der Tornister manchem zu einer unerträglichen Last. ... Doch als wir an unsren neuen Bestimmungsort anlangten und der Vater die Häupter seiner Lieben zählte – siehe, da fehlte kein teures Haupt.»

Noch anschaulicher geriet der Bericht, den Herzog seiner Mutter, einer verwitweten Bäuerin, auf den Lindenbergt schickte. Dort hören wir: «Die letzten zwei Stunden glichen einer Schlacht. Die Leute sanken vor Ermattung und Durst halbtot ins Gras. Die beiden Dokter und ich hatten fast alle zehn Minuten einen Gefallenen wieder auf die Beine zu stellen mit Zusprachen, einem Schluck aus der Feldflasche etc. Die Bagagewagen füllten sich mit Invaliden aller Art, und die übrigen hinkten auf einem oder zwei Beinen vorwärts. Ich hatte noch nichts derartiges erlebt, blieb aber dabei nicht nur von aller Übelkeit, sondern auch von allem Missmut völlig verschont, so dass ich eigentlich nicht einmal die Müdigkeit spürte.»

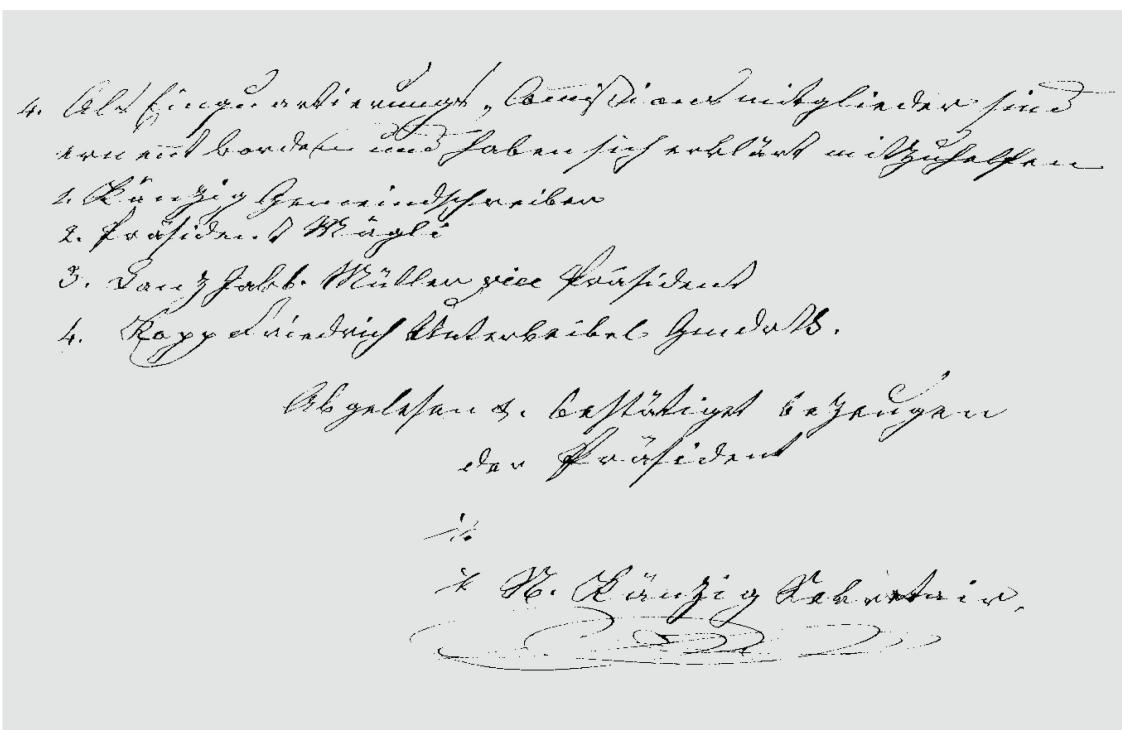
In Wiedlisbach und Umgebung sollten diese Luzerner nun bleiben, bis der Befehl zum Vormarsch an die Grenze eintreffen würde.

Der Auftakt

Das Luzerner Bataillon, das in und um Wiedlisbach Quartier bezogen hatte, gehörte zu den Truppen, die im Zusammenhang mit dem Deutsch-Französischen Krieg eine Woche zuvor bei einer Teilmobilmachung unter die Fahnen getreten waren. Ihr Kommandant, Fürsprecher Kandid Herzog aus Beromünster, dürfte dem Militärdepartement gemeldet haben, dass sein Stab über keinen Feldprediger verfüge. Vielleicht wies er gleichzeitig auf seinen 29-jährigen Neffen Eduard hin, der an der Theologischen Lehranstalt als Professor wirkte und am Lyzeum den Religionsunterricht erteilte. Es muss damals bei der Militärverwaltung hektisch zugegangen sein, denn dessen Aufgebot datiert vom Sonntag, die Ernennung zum Feldprediger hingegen erst vom Mobilmachungstag.

Nachdem das Willisauer Bataillon am Montag, dem 18. Juli, in der Kantonshauptstadt eingetrückt war und seine Ausrüstung gefasst hatte, leistete es am Dienstag den Fahneneid und bestieg kurz darauf die Bahn, um über Olten nach Schönbühl zu fahren, wo es mit Bernern und Aargauern zusammen die Brigade von Büren bilden würde.

Es folgte eine erste Dienstwoche in Rapperswil und Umgebung. Auf-



Am 24. Juli 1870, am Tag also vor der Ankunft der Luzerner, schuf der Einwohnergemeinderat von Wiedlisbach eine «Einquartierungskommission». Ihr gehörten der Gemeindepräsident, sein Stellvertreter, der Gemeindeschreiber und der Unterweibel an.

tragsgemäss wurde die Ausbildung verbessert: man manöverierte, schoss auf Scheiben und übte sich im Marschieren. Während dieser Zeit kamen die Soldaten in den umliegenden Bauernhäusern unter, wo sie auch verpflegt wurden. Aus dem «Luzerner Tagblatt» erfuhren die Leser: «Wir waren nicht einquartierte Soldaten, sondern nahe Verwandte, die nach langer Zeit einmal auf Besuch kamen und denen man auf alle mögliche Art zu zeigen sucht, wie hoch man den Besuch schätzt. ... Unsere Soldaten rühmten, dass sie lebten wie auf einer Hochzeit – Fleisch und Wein wurden regelmässig aufgetragen; denn Most kennt man hier nicht. Sie fühlten sich fast wie Familienglieder. Oft sah man sie, nachdem sie vom Exerzierfeld gekommen, auf das Erntefeld eilen, Garben binden und so die Stelle derjenigen vertreten, die von hier in Militärdienst berufen worden waren.» – Kein Wunder, kam «der Befehl, unser Quartier nach Wiedlisbach zu verlegen, nicht allzu willkommen».



Eduard Herzog, «Professor in hier», wird am 18. Juli 1870 zum Feldprediger ernannt.

In Wiedlisbach

Aus Briefen des Feldpredigers erfahren wir, dass er mit seinem Onkel und den übrigen Herren des Stabes in der «Krone», dem damals ersten Gasthaus des Städtchens, untergebracht sei und dass man sich auch hier bestens aufgehoben fühle. Es komme ihm seltsam vor, dass der Ort über keine eigene Kirche verfüge, sodass hier Städter für den Gottesdienst ein benachbartes Dorf aufsuchen müssten. Den zuständigen Pfarrer habe er kurz gesehen, seine Familie zähle fünf Kinder, «alles Meitschi».

Im Gegensatz zu den ersten Diensttagen in Rapperswil, funktionierte nun der Nachschub innerhalb der Armee. Jetzt schlief die Mannschaft in Bereitschaftslokalen und ass, was die truppeneigene Küche zu bieten hatte: Tag für Tag den üblichen «Spatz».

In der folgenden Woche war wieder eine Einsendung fürs «Luzerner Tagblatt» fällig. Unser Berichterstatter schrieb: «Wir liegen noch immer in Wiedlisbach. Das ist keineswegs die Geringste unter den Städten, wenn auch an Kleinheit kaum eine andere sich mit ihr messen kann; denn was unserm Standort an Grösse und Schönheit abgeht, das ersetzen die hiesigen Bürger mit ihren grossen Garbenstöcken, ihren 250pfündigen Kässen und ihrem noch grösseren und nachhaltigern Patriotismus.»

Die beiden Nichtkombattanten des Bataillonsstabes hatten offensichtlich nicht übermäßig viel zu tun. «Gestern widmeten der Arzt und der Feldprediger sich mit dem wackern Burgermeister hiesiger Stadt, einem Artilleriehauptmann, historischen Forschungen, und sie entdeckten zwei höchst interessante Urkunden», beide aus dem Jahr 1386, aus der Zeit, da die Wiedlisbacher «ob Sempach auch ein paar Männer samt ihrer Fahne verloren».

Der Zeitungsbericht schliesst wie folgt: «Die Ehemänner entbieten ihren Frauen und Kindern daheim und der unverheiratete Teil des Bataillons der schönern Hälfte des Luzerner Volkes, besonders derjenigen im Willisaueramt, herzlichen Gruss und Handschlag.»

Ein Gemeindepräsident ist kein Burgermeister!

Im letzterwähnten Bericht fürs «Luzerner Tagblatt» war dem Einsender ein Fehler unterlaufen. Er hatte den Gemeindepräsidenten mit Burger-

meister tituliert. Die Rüge liess nicht auf sich warten. Sie erschien in der Ausgabe vom 13. August. Weil sich darin das Verhältnis zwischen Wiedlisbachern und Einquartierten so trefflich spiegelt, sei sie – wenigstens teilweise – im Wortlaut wiedergegeben:

«Ein Korrespondent des Bataillons Nr. 57 lobt im *«Luzerner Tagblatt»* die gute Aufnahme, die das Bataillon in Wiedlisbach gefunden habe. Es freut uns zu vernehmen, dass unser gute Wille, unsren luzernischen Eidgenossen von Nr. 57 ihren unfreiwilligen Aufenthalt bei uns so angenehm als möglich zu machen, Anerkennung findet. ... Mit den 250pfündigen Käsen hatte es allerdings seine Richtigkeit, bis unsere Luzerner Freunde kamen, die uns nun die halbe Milch wegtrinken; seitdem sind auch die Käse entsprechend kleiner geworden.»

Dann lobt der Verfasser die gut geschulte, wohtdisziplinierte Truppe und meint, wenn Wiedlisbach Garnisonsstadt bleiben sollte, so wünschte man sich keine andere Besatzung.

«In der ganzen fraglichen Korrespondenz haben wir nur zu berichtigen, dass der Herr Korrespondent bei seiner Altertumsentdeckungsreise nicht vom Burgermeister, sondern eben nur vom Gemeindspräsidenten begleitet worden ist. Bereits kam burgerliches Blut in Aufregung; wie nahe lag eine Störung des europäischen Gleichgewichts! Meint der Herr Feldpater, so ein Burgermeister, dessen Stammbaum weit über 1386 hinaufreicht, lasse sich mit einem modernen Gemeindspräsidenten verwechseln? Holla, Herr Feldpater, in Zukunft machen Sie es besser! Also, in Wiedlisbach wäre nur ein einziger Mann über die Luzerner *«höhn»* (und auch das wird nicht lange dauern), nämlich durch Amtspflicht gezwungen, der in seinen burgerlichen Ehren sich tief verletzt fühlende Burgermeister.»

Gemeindepräsident war damals Johann Ulrich Mägli, das Amt eines Burgermeisters hatte Jakob Lanz inne. Als dieser Bericht im *«Tagblatt»* erschien, waren die Luzerner bereits von Wiedlisbach weggezogen.

Feldpredigten

Zum Feldgottesdienst unter freiem Himmel erschienen die Offiziere mit ihren Säbeln, die Soldaten mit Gewehr und Bajonett. Wir wissen, was ihnen vorgetragen wurde, weil sämtliche Blätter, auf denen Eduard Herzog während dieses Aktivdienstes seine Ansprachen niedergeschrieben



Vier Offiziere des Bataillonsstabs 57 im Sommer 1870.

Zweiter von links: Kommandant Kandid Herzog. Rechts aussen: Feldprediger Eduard Herzog. Dieser war im Gegensatz zu den übrigen drei Offizieren unbewaffnet, trug zivile Kleidung, dazu eine Offiziersmütze mit Bataillonsnummer und eine weiße Armbinde mit rotem Kreuz, die ihn als Nichtkombattanten auswies. Die rote Armbinde mit weißem Kreuz hingegen kennzeichnet die Waffenträgenden als Wehrmänner, die im Dienst der Eidgenossenschaft stehen.

hatte, erhalten geblieben sind. Sie vermitteln einen Einblick in die damals vorherrschende Mentalität einer kantonalen Truppe in eidgenössischem Dienst.

Unser Feldprediger sah sich keiner unlösbarer Aufgabe gegenüber. Für ihn war das unvergleichlich schöne Vaterland ein Geschenk Gottes, zu dem die Bewohner Sorge tragen müssen. Wo das Faustrecht gilt, sind Ungerechtigkeiten an der Tagesordnung. Anders im demokratisch regierten Rechtsstaat, wo auch der Schwächere nicht einfach der Willkür ausgeliefert ist. Eine solche Ordnung ist gottgewollt. Sie bedarf des Schutzes und muss im äussersten Fall mit der Waffe verteidigt werden. Sich wehren für die Existenz, einstehen für Recht, Freiheit und Selbstständigkeit kann zu einer Pflicht werden, wo diese Güter bei frevelndem Zugriff gefährdet sind.

Mit Kriegen müssen wir rechnen. Sie sind Fehlleistungen der Menschen, oft genug von machtgierigen Herrschern mutwillig ausgelöst. Völker, die über ihre Geschicke selbst bestimmen können, verlangen nicht nach Krieg. Aus solcher Sicht gibt es zwischen dem christlichen Wehrmann und dem republikanisch gesinnten Bürger, der an der Urne wie auch im Waffenrock seine eigene Sache verficht, keinen innern Widerstreit. Der gute Christ ist auch ein guter Bürger, und auf den Soldaten, der sich religiös verankert weiss, ist – besonders in Extremsituationen – weit mehr Verlass als auf den Blender. Einer Übermacht entgegentreten und im Kampf durchhalten kann nur, wer sich Höherem verpflichtet fühlt.

Bei Wiedlisbach hat Herzog zweimal zu seinen Männern gesprochen. Das eine Mal erinnerte er an die sprichwörtliche Schweizer Treue und motivierte seine Hörer dazu, gleicherweise ihre Pflichten getreu zu erfüllen. Am andern Sonntag rief er zur Einigkeit unter Eidgenossen auf. Dabei haben sich allfällige Zaungäste aus der Umgebung wohl daran erinnert, dass noch eine Generation zuvor ihre Väter die Waffen gegen die sonderbündischen Luzerner ins Feld getragen hatten. Doch nur jene Hörer, die um die heillose politische Zerstrittenheit der liberalen und der konservativen Willisauer wussten, werden die eindringlichen Worte des Redners richtig gedeutet haben, als er die Seinen beschwor, endlich die alten Gräben einzuebnen und innere Spannungen abzubauen. – Geben wir ihm auch hier das Wort:

«Aus verschiedenen Gemeinden sind wir zusammengewürfelt und bilden aber doch gegenwärtig sozusagen eine Familie. ... Nie soll man unter uns

von Hader, Streit, Zank, Parteiungen und dergleichen etwas wissen. Nein, wir fühlen uns als Brüder, die einer und derselben Familie angehören, und geben diesem Gefühl Ausdruck durch ein freundliches, nachsichtiges, dienstfertiges Benehmen gegen einander.

Kameraden, diesen Geist haben wir daheim auch nötig. Wäre es nicht gut, wenn wir uns denselben auf unserem Feldzug erobern und als Beute heimtragen würden? Ihr seid ein paar hundert Männer, und wohnt nicht sehr weit auseinander. Wenn jeder als ein kleiner Prophet in seinem Kreise – und wäre es auch ein noch so kleiner – den Geist der Verträglichkeit, Versöhnlichkeit, Dienstfertigkeit, mit einem Worte den Geist brüderlicher Gesinnung pflegen und verbreiten wollte, so scheint mir, es müsste das Familie und Familie, Ortschaft und Ortschaft, Gemeinde und Gemeinde miteinander verbinden und vieles unmöglich machen, was beim Mangel desselben vorkommen kann. Es müsste dieser Geist zugleich auch manches gute Wort fördern, manche Not lindern, manche Freude erhöhen und verschönern...»

Und er schloss: «Lasst uns darum diese Frucht der gegenwärtigen Zeitverhältnisse uns recht zu eigen machen und den Gott des Friedens bitten, dass er wenigstens unsere Herzen in Eintracht verbinde, ihm zur Ehre und dem Vaterlande zum Wohl. Amen.»

Abschied und Heimkehr

Als die Luzerner achtzehn Tage nach ihrer Ankunft wieder von Wiedlisbach wegmarschierten, goss es wie aus Kübeln. Das Bataillon blieb für einige Tage in Solothurn, bevor es zu Fuss kriegsmässig über Delsberg die Ajoie erreichte. Im Biwak, besonders bei nasskalter Witterung, mag sich mancher mit Wehmut an die schützenden Dächer der vergangenen Wochen erinnert haben. Doch weil sich die Kämpfe zwischen Deutschen und Franzosen immer mehr von der Schweizer Grenze entfernten, konnte das Gros der einberufenen Milizen früher als erwartet wieder entlassen werden.

Am Samstag, 27. August, versuchten die Luzerner wohl ebenso angestrengt wie vergeblich, bei der Fahrt von Biel nach Olten nochmals einen Blick auf ihr Wiedlisbach zu erhaschen. Bereits am Tag darauf ging ihr sechswöchiger Aktivdienst am Einrückungsort zu Ende.

Der guten Aufnahme der Luzerner im Bernbiet kam eine gewisse staatspolitische Bedeutung zu. Mancher Wehrmann aus dem Hinterland trat in diesem Sommer erstmals aus seinen engen Verhältnissen hinaus und erlebte, was es heisst, Eidgenosse und Schweizer zu sein. Die protestantischen Berner empfingen die katholischen Luzerner so gastfreundlich, dass unser Feldprediger seinen Leuten sagen konnte: Schaut, die Idee einer einigen und starken Eidgenossenschaft ist kein Traumgebilde. Wir erleben hier und jetzt das gemeinsame Vaterland, und mit unserem Militärdienst tragen wir zu seinem Fortbestand bei.

Einmal mehr in der Schweizer Geschichte hatten gemeinsame Diensterlebnisse mitgeholfen, den innern Zusammenhang zu festigen.

Für Berner Leser drängt sich noch ein Nachwort auf. Eduard Herzog, dem wir die Quellen zu diesem Bericht hauptsächlich verdanken, ahnte damals nicht, dass er schon bald in den so genannten Kulturkampf verwickelt würde. Nachdem ihn Rom exkommuniziert hatte, weil er die Unfehlbarkeit des Papstes bestritt, berief ihn der Berner Regierungsrat bereits vier Jahre nach diesem Militärdienst als Professor an die neu geschaffene Christkatholische Fakultät. Später wurde ihm neben der Führung der Christkatholischen Kirche der Schweiz auch das Amt eines Rektors der Universität Bern anvertraut.

Quellen

Der Wortlaut von Herzogs Feldpredigten, wie auch derer des Berners Albert Bitzius, der an den gleichen Sonntagen zu seinem Oberemmentaler Bataillon – das heisst zu den Nachbarn der Willisauer – sprach, sind samt Quellenangaben zu finden in: «Soldatendienst ist Gottesdienst», die Feldpredigten aus den Jahren 1870–1872 von Albert Bitzius, Twann, und Eduard Herzog, Luzern, mit einem Beleitwort herausgegeben von Werner Lustenberger. Thesis Verlag Zürich, 2000.